

Angenommen, es gäbe eine Art Geigerzähler zur Messung dramatischer Strahlkraft, so hätten die Ausschläge eines solchen Geräts bei den beiden französischen Inszenierungen der diesjährigen Wiener Festwochen kaum unterschiedlicher ausfallen können. Auf der einen Seite wäre bei Tiago Rodrigues' Fassung von Anton Tschechows „Der Kirschgarten“ nur ein schwaches Ticken vernehmbar gewesen, während man bei Gisèle Viennes Adaption von Robert Walsers „Der Teich“ eigentlich eine Ladung Strahlenschutzanzüge an das Publikum hätte ausgeben müssen. Dieses Energiegefälle war zum Teil den sehr unterschiedlichen Stücken selbst, aber auch dem gegensätzlichen Spiel der beiden französischen Star-Protagonistinnen Isabelle Huppert und Adèle Haenel geschuldet.

Erstere spielt in Tschechows Klassiker die verwitwete Adlige Ljubow Andrejewna, die nach fünf Jahren in Paris mit Tochter und Bruder auf das russische Landgut der Familie zurückkehrt. Dort erwartet sie nicht nur die traumatische Erinnerung an den ertrunkenen Sohn, sondern auch die Erkenntnis, dass die ihren verschwenderischen Lebensstil finanzierenden Kredite nicht mehr zu bedienen sind. Dennoch wird der einzig realistische Rettungsvorschlag des vom Bauernsohn zum Selfmade-Millionär aufgestiegenen Lopachin brüsk verworfen: den legendären Kirschgarten abzuholzen und dort Datschen für Sommerfrischler zu errichten. Die Früchte seien schließlich, ob getrocknet oder als Brantwein, im ganzen Zarenreich berühmt – eine Argumentation, die dem Investmentgenie Lopachin nur ein spöttisches Lachen bringt. Tschechows Kirschen sind nurmehr die Embleme einer untergehenden Welt, in der das langsame Reifen der Dinge noch als Ideal gelten konnte.

Isabelle Hupperts Ljubow hat dem drohenden Unglück nichts mehr entgegenzusetzen. In ihrer nur von einer luftigen Hose und Bluse umwehten Zierlichkeit scheint ein Windstoß zu genügen, sie und mit ihr ein ganzes Zeitalter hinfortzuwehen wie ein paar Kirschblüten im Frühlingswind. Auch der Rest des adligen Personals hat außer ein paar sentimentalen Reden nichts mehr zu bieten. Fallhöhenbefreit und kraftlos ergibt es sich den Verhältnissen bei gedimmtem Kronleuchterschein und Billardspiel. Tiago Rodrigues Inszenierung spiegelt dabei leidlich perfekt Tschechows Bonmot, das Theater müsse wie das Leben sein, „wo Menschen kommen und gehen, zu Abend essen, über das Wetter sprechen“. In ermüdender Ausführlichkeit werden die endlosen, den Konflikt gleichsam überdeckenden Nebenhandlungen in Form von Liebeleien, pseudo-revolutionären Reden, Klamauk und Musikstücken zelebriert.

Am Ende des Stückes muss dieses Konfliktvermeidungstheater, das die Figuren für sich selbst aufzuführen, scheitern: Das Gut ist verkauft, und die Moderne ist da. Äxte werden an die Kirschbäume gelegt,

# Astronauten im Mondkrater

Energiegefälle: Anton Tschechows „Der Kirschgarten“ mit Isabelle Huppert und Robert Walsers „Der Teich“ mit Adèle Haenel

Von Benjamin Loy, Wien



Figuren aus dem Wahnsinn: Henrietta Wallberg und Adèle Haenel vergegenwärtigen familiäre Machtverhältnisse.

Ljubow und Anhang besteigen den Zug zurück gen Paris, wo das Geld einer Großtante sie noch ein paar letzte Monate über Wasser halten wird. Davor aber zeigt Lopachin, der das Landgut schließlich ersteigert, sein wahres Gesicht: Keiner der zahlreichen, die Kirschbäume symbolisierenden Stühle auf der Bühne bleibt an seinem Ort, der Bauer hat sich zum neuen Souverän aufgeschwungen. Sein zufriedener Blick fällt auf die Tabula rasa des Gar-

tens, ein schöner Oktobertag, „ideal zum Bauen“. Während der Adel abfährt, kann sich der Betrachter eines Schauspielers nicht erwehren, scheint für das geschichtsbesessene Auge der historische wie metaphorische Weg doch ein bedenklischer kurzer zu sein von Tschechows 1903 verfasstem Kirschbaumschlag zu Lenins wenig später Realität werdendem Traum von „der Säuberung der russischen Erde vom Ungeziefer“.

Der Kontrast von Rodrigues' sich über mehr als zwei Stunden münder Komödie zu Gisèle Viennes achtzigminütiger Hochintensitätsinszenierung von Robert Walsers „Der Teich“ könnte somit kaum größer sein. Das liegt schon am Spielort, findet die Aufführung doch im Jugendstiltheater auf dem Gelände der ehemals größten psychiatrischen Klinik Europas auf der Baumgartner Höhe statt. Der Ort gemahnt nicht nur an Walsers langjähri-

ges Anstaltsleben, sondern verleiht zugleich Bühnenbild und Handlung ein gemäßes Setting. Ein weißer Kubus mit kaum mehr darin als einem schmalen Bett bildet den aseptischen Rahmen der pathologischen Mutter-Sohn-Beziehung, um die Walsers kurzes, 1902 verfasstes und erst postum entdecktes Stück kreist.

Die Handlung beschränkt sich im Wesentlichen darauf, dass der sich ungeliebt fühlende Fritz seinen beiden Geschwistern gegenüber ankündigt, sich im Teich ertränken zu wollen, nur um wenig später wieder zu Hause aufzutau- chen und die Reaktionen auf seinen vermeintlichen Tod zu prüfen. Viennes grandiose Inszenierung konzentriert sich jedoch vor allem darauf, der gestörten familiären Beziehungs- und Gefühlswelt eine dramatische Form zu geben. Dazu reduziert sie im Sinne maximaler Komprimierung geschickt die Zahl der Figuren: Während Henrietta Wallberg die Mutter und den (ohnehin zweitrangigen) Vater spielt, vereint Adèle Haenel neben Fritz auch die Stimmen ihrer Geschwister und des Freundes Ernst. Der daraus entstehende Effekt der Schizophrenie und die stimmliche und körperliche Verausgabung Haenels ist in ihrer Intensität schier überwältigend und spiegelt in Perfektion Walter Benjamins Aussage, wonach Walsers Figuren stets direkt aus dem Wahnsinn kämen.

Großartig setzt Viennes Inszenierung die Hassliebe zwischen Mutter und Sohn in eine synästhetische Wahrnehmungserfahrung für das Publikum um. Gleißendes Licht und ohrenbetäubender Techno wechseln mit Sphärenklängen und warmen Farben, alles changiert zwischen kurzen Momenten der Harmonie und Kakophonie. Die beiden Figuren bewegen sich in Zeitlupe wie Taucher auf dem Meeresgrund oder Astronauten im Mondkrater. Dieses grandiose Körperspiel von Haenel und Wallberg bringt den schwer erträglichen Aggregatzustand der Beziehung zwischen Mutter und Sohn zur Anschauung und zeigt, dass in dieser pathologischen Beziehung andere Gesetze der Affektgravitation herrschen: Epiphanien der Schwerelosigkeit inmitten tonnenschweren Drucks. Wohl nur selten ist der naturalisierte Topos der Mutterliebe in so verstörenden Bildern verworfen worden wie in dieser zwischen offener Gewalt und inzestuöser Zuneigung schwankenden Walsers-Inszenierung.

Im Fritz' fingiertem Suizid wird derweil der Übergang zur Schlusszene bereitet. Dort spielen die Geschwister unter seinen Anweisungen mit Besteck die Vorgänge des Tages nach und vergegenwärtigen sich das Vorgefallene. Die Eltern können darin nicht vor, weshalb dieses Stück im Stück auch einen Moment der Ermächtigung der Nachgeborenen markiert, die hier am längeren Stift sitzen. Dieses Verfahren der „Mise en abyme“ nehmen Viennes Inszenierung und ihre beiden Darstellerinnen wörtlich: Sie ist ein Sprung in den Abgrund, und keine stürzt dabei spektakulärer als diese überwältigende Adèle Haenel.



Die kritisierte Karikatur Foto SZ/Twitter

## Selenskyj, verzeichnet

SZ-Karikatur wird als antisemitisch aufgefasst

Wolodymyr Selenskyj erscheint auf der Zeichnung überlebensgroß. Massig, mit eng stehenden Augen und andeuteter Hakennase thront er misstrauisch über einer Runde kleiner Figuren, die die Honoratioren des Weltwirtschaftsforums darstellen sollen. Was will uns der Karikaturist damit sagen? Er bediene antisemitische Klischees, lautet die Kritik an der Zeichnung, die zu Christi Himmelfahrt in der „Süddeutschen Zeitung“ erschien. Das American Jewish Committee, die Jüdische Studierendenunion Deutschland, die „Jüdische Allgemeine“, Michaela Engelmeier, Generalsekretärin der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, die Antisemitismusbeauftragten von Baden-Württemberg und Bayern, Michael Blume und Ludwig Spaenle, Marina Weisband, Ahmad Mansour und Volker Beck zählen zu den Kritikern, welche die SZ fragen, was sie sich bei der Zeichnung gedacht hat.

Die erste Erklärung des Blattes lautete, dies sei „die zeichnerische Umsetzung der Fernsehbilder vom Montag: Der ukrainische Präsident auf der Videowand, und damit im XXL-Format, vor dem Publikum in Davos. Sie illustriert, wie dominierend das Thema Ukraine dort ist.“ Mit der zweiten Einlassung ging die Chefredaktion auf die Kritik zumindest ein. Man bedauere die „entstandenen Irritationen“, hieß es. „Wie wir aus Leserreaktionen sehen, weckt die Karikatur bei einigen Menschen antisemitische Assoziationen. Dies war von uns keinesfalls beabsichtigt.“ Die SZ sei „gegen jede Form des Antisemitismus“.

Die „Süddeutsche“ hat mit Karikaturen, die als antisemitisch aufgefasst

## MORGEN IN TECHNIK UND MOTOR

**Die Autorevolution?**  
Der elektrische Ford F-150

**Doppellösung**  
Aus Abwärme wird Strom

**Doppelmotor**  
Opel Astra Plug-in-Hybrid

**Espresso beim Wandern?**  
Picopresso macht's möglich

**Kostenloses Probeabo:**  
069 7591-3359; www.faz.net/probeabo



werden, eine Vorgeschichte. Die Zeichnung von Mark Zuckerberg als Krake, die Illustration einer Buchbesprechung über den liberalen Zionismus mit einem gefräßigen Monster oder der frühere israelische Premierminister Benjamin Netanjahu mit Segelohren als tanzender Raketenwerfer – nach letztgenannter Zeichnung trennte sich die Zeitung 2018 von dem Karikaturisten Dieter Hanitzsch – in eine Reihe zu stellen, um dem Blatt Antisemitismus anzulasten, ist etwas simpel, weil die Würdigung der durch unterschiedlich gelagerten Einzelfälle untergeht. Bei der jetzigen Zeichnung gibt es keine Andeutung darauf, dass der ukrainische Präsident Jude ist. Doch sollte man sich schon überlegen, was ein solches Bild angesichts des russischen Vernichtungskrieges in der Ukraine wirkt, den der Kriegsverbrecher Putin unter das Vorzeichen einer „Entnazifizierung“ gesetzt und sein Außenminister Sergej Lawrow um die perverse Einlassung ergänzt hat, „die eifrigsten Antisemiten“ seien „in der Regel Juden“, auch Hitler habe jüdisches Blut gehabt. Auf dem Bild der SZ wirkt Wolodymyr Selenskyj wie ein Kriegsherr, der der Welt seinen Willen aufzwingt. Dabei ist er Bittsteller eines Volkes, das sich gegen seine Vernichtung wehrt. MICHAEL HANFELD

# Kinder müssen durch die Schule des Sehens

In Zeiten von Instagram hat die Fotografie ihren letzten Rest Unschuld verloren: Visuelle Kompetenz ist dringender denn je

Das hässlichste Mädchen der Schule ist eigentlich ganz hübsch. Doch Attraktivität spielt kaum eine Rolle, als ein Zehnjähriger im Schulbus ein Foto macht und es mit dem Vermerk „hässlichstes Mädchen der Schule“ postet. Der Junge mag es als Fotzelei gemeint haben. Für das Mädchen kommt es einer visuellen Kreuzigung gleich. Es ist eine dieser Foto-Attacken, wie sie täglich unter Kindern und Jugendlichen stattfinden. Fotos lügen, informieren, verletzen, dokumentieren und betören, manchmal alles zugleich. Die Verantwortung jedweder Botschaft liegt beim Sender.

Fehden und Mobbing gab es schon immer. Mit den sozialen Medien allerdings wurden die Waffen schärfer, die Reichweite hat sich erhöht, und das Echo hallt lauter und länger nach. Gerade deshalb ist es Zeit, früher über die Schlagkraft von Bildern zu sprechen. Die Sprache der Bilder gilt es zu lernen, ehe die Chinesisch AG auf dem Stundenplan steht. Kreation und Rezeption fotografischer Bilder ist Basis zeitgemäßer Ausdrucksfähigkeit und essenzielle Bildungsgrundlage wie Einmalins und ABC.

In Zeiten von Instagram und WhatsApp hat die Fotografie den letzten Rest Unschuld verloren. Was bis ehemals private visuelle Spielerei war, geschieht heute öffentlich. Technische Kommunikation ist Zeitvertreib und kein Hexenwerk. Aber die Technik hat den Ruch schwarzer Magie, wenn ein unbedacht veröffentlichtes Foto die Wirkung mittelalterlicher Verwünschung entfaltet. Der Ruf nach visueller Schulung, um Bilder lesen und mit Abbildungen kommunizieren zu lernen, ist älter als die digitale Fotografie, älter als die Epoche der Bilderfluten und des pictorial turns. 1929 schrieb der deutsche Fotograf und Kunstgeschichtler Franz Roth in seinem Band „Foto-Auge“, dass Menschen ohne Kamerabeherrschung „bald wie Analphabeten wirken“ werden.

Fred Ritchins nimmt 1990 in seinem Buch „In our own image“ den Faden auf und warnt im Gefolge von Walter Benjamin und anderen seine Zeitgenossen: „Die Gegenwart hat die Prognose der Vergangenheit längst realisiert, und ein weiteres Mal droht die Gefahr, dass Photographien nicht gesehen werden können.“ Klaus Sachs-Hombach ist Professor für Medienwissenschaft in Tübingen und Autor des

Buches „Das Bild als kommunikatives Medium“. Sein Interesse gilt den kommunikationstheoretischen und ethischen Problemen des Medienwandels und der modernen Bildkultur. „Es ist erst mal wichtig, sich den Kontext bewusst zu machen, in dem konkrete Bilder verwendet werden“, sagt er. „Will ich jemand in einem politischen Zusammenhang in seiner Meinung beeinflussen, kann dies mit Bildern sehr gezielt erfolgen.“

Sachs-Hombach nennt sich einen Bildskeptiker und verdeutlicht mit dem Semiotiker Roland Barthes die unterschiedliche Wirkung von Bildkommunikation: „Die Fotografie kann besonders ideologisch instrumentalisiert werden, weil sie unschuldig aussieht. Weil sie den Eindruck erweckt, ein Sachverhalt ist einfach so, wie er dargestellt wurde. Dass jedoch die Form der Gestaltung eine Botschaft in die eine oder andere Richtung (ver-)drehen kann, ist uns bei Bildern oft nicht bewusst.“

Wenn Bilder also nicht gelesen und durchschaut werden können, bleibt bestenfalls eine bedeutungslose Aneinanderreihung von Zeichen, schnörkelreiche Dekoration. Oder aber sie legen dem ahnungslosen Betrachter falsche Fährten. Sachs-Hombach: „Im politischen Kontext dienen Bilder häufig nicht der Verständigung, sondern schlicht der Emotionalisierung von Kommunikation. Da würde ich mir wünschen, dass es viele dieser Bilder überhaupt nicht gibt.“ Und damit meint er nicht bewusste Fakes, sondern subtil meinungsmachende Motive.

Im Flickenteppich der föderalen Bildungslandschaft lässt sich indes kein Ruf nach mehr Bildkompetenz für Lehrkräfte, Kinder und Jugendliche vernehmen. Stattdessen wird in Bildungsplänen die Bildlehre in den Topf allgemeiner Medienlehre geworfen. Der Sozialpädagoge Clemens Beisel aus Pforzheim kennt das theoretische Regelwerk der Bildungsverwalter und den Alltag der Pädagogen, die sich einer Heerschar knipsender, chattender und endlos online surfender Kinder und Jugendlicher gegenübersehen. Als Referent von Social-Media-Workshops für Kinder, Jugendliche und Lehrkräfte ist Beisel anderthalb Jahre im Voraus gebucht. „Ich bekomme jeden Tag drei bis vier Anfragen von Schulen. Ich kann dem Bedarf nicht gerecht werden.“

Medien-, respektive Bild-Lehre müsste Schulfach werden, bereits in der Grundschule. „In fast jedem Workshop der Klassen fünf und sechs habe ich Kinder, die täglich acht bis zwölf Stunden am Smartphone sind; Kinder die Gewaltvideos und Pornos oder andere jugendgefährdende Inhalte schauen. Das macht etwas mit Kindern. Das verletzt Kinder.“

Das Display trennt die Kinder erst von den fiktiven oder dokumentarischen Gruselbildern. Dann aber kommt der Tag, an dem die Scheibe bricht und das Gesehene einholt. Darauf gilt es Kinder vorzubereiten. Als er zwölf war, kam er einmal ins Zimmer seines älteren Bruders, der gerade den Film „Alien“ schaute, erinnert sich Beisel. „Ein paar Szenen habe ich aufgeschnappt und es bitter bereut. Ich hatte Alpträume aus der Hölle, und der Film hat eine fiktive Handlung und ist harmlos im Vergleich zu dem, was Kinder heute sehen, gerade in Zeiten von Tiktok und dem Krieg in der Ukraine.“

Beisel kritisiert die Digitalisierung der Schulen als planlos. Die Ausrüstung werde noch bezahlt, bei den Lehrkörpern gehe das Budget aus. Es fehle an vertiefender Lehre, denn mit kleinen Übungen zwischendurch sei es nicht getan. Dabei hätte die Arbeit mit Fotografie viele nützliche Aspekte für Heranwachsende. Gerade in unsicheren Zeiten hilft die Fotografie, ein stabileres

Welt- und Selbstbild zu zimmern. Einer, der sich wissenschaftlich damit befasst, ist der Schweizer Medienpsychologe Daniel Süss. Die Reflexion über die eigene Biographie sei stark in Bildern angelegt. „Die ganze Selfie-Kultur ist eine Möglichkeit, die eigene Entwicklung zu spiegeln, sich ein Stück weit von außen zu beobachten. Man kann damit trainieren, wie man sich selbst optimal und authentisch präsentieren kann.“ Kinder merken das früh. Süss erforscht Funktionen und Wirkungen von Medien für eine dezidiert positive Entwicklung Heranwachsender. Seine Aufgabe sieht er darin, Wissenschaft und Praxis näher aneinanderzurücken und Pädagogen dabei zu unterstützen, Medien sinnvoll in die Schule zu integrieren.

Die Schweiz hat seit 2018 das Thema Bildsprache im Rahmen des Bereichs „Medien und Informatik“ im Lehrplan der ersten bis neunten Klasse verankert. „Kinder sollten aber bereits in der Schule lernen, wie man Bilder lesen und verstehen kann und wie man sie bewusst gestaltet“, sagt Daniel Süss. Weil Kinder und Jugendliche die Konsequenzen aus ihrem Tun noch nicht so abschätzen können wie Erwachsene im Idealfall.

Schwer wird es für die Kinder, die von den Eltern einen sorglosen Umgang mit Fotos vorgelebt bekommen. Jugendschutzbestimmungen müssten daher früh ein



Eltern sind oft ein schlechtes Vorbild

Foto Ullstein